



Liegnitz

Meiner Mutter gewidmet

Siegfried Kobelt

FLUCHT UND RÜCKKEHR

Liegnitz-Trilogie Band 2
1944 – 1950

Bericht aus dem
schlesischen Liegnitz

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2003

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-937290-61-4

Copyright (2003) Engelsdorfer Verlag Leipzig

Alle Rechte beim Autor

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)

www.engelsdorfer-verlag.de

16,90 Euro (D)

Urheberrechtlich geschütztes Material!

Prolog

Solange ich zurückdenken kann, bin ich immer und immer wieder gefragt worden: Warum seid ihr am 26. Mai 1945 wieder nach Liegnitz zurückgekehrt, nachdem ihr die Stadt am 9. Februar 1945 fluchtartig verlassen habt? Schlesien fiel doch unter die unter polnischer Verwaltung stehenden deutschen Ostgebiete?

Ja, warum wohl?

Wo wir hingeflüchtet sind, beziehungsweise wo uns das Schicksal hingetragen hatte, war auch nur Deutschland bis 8. Mai 1945. Wir mussten als erste das Sudetenland wieder verlassen, danach folgten die Sudetendeutschen selbst.

Und wohin, wenn man mit seiner Habe von vier Personen auf dem Leiterwagen bei Nacht und Nebel auf der Straße steht? Also nach Hause, etwas anderes kam für uns gar nicht in Frage. Bei uns zu Hause war ja richtiges Deutschland, da sprachen alle nur deutsch. Hatten wir gedacht, weil wir es nicht anders kannten und es uns nicht anders vorstellen konnten. Nicht wie im hingeflüchteten Bünauburg unweit von Tetschen-Bodenbach. Da hatte man gestern noch das NSDAP-Abzeichen am Revers und grüßte stramm mit rechts erhobenen Arm, und am anderen Tag, nach Einmarsch der Roten Armee, war man plötzlich Tscheche. Hängt die rot-weiße Fahne mit dem blauen Dreieck aus dem Fenster und wollte absolut kein Deutscher mehr sein.

Wir in Liegnitz waren alle reine Deutsche. So eine Situation wäre bei uns zu Hause undenkbar, dachten wir. Nur wer wusste das alles so genau zum Zeitpunkt unserer Rückkehr? Alle Massenmedien schwiegen. Die Umstände von damals sind mit den heutigen absolut nicht messbar. Das größte Übel war der völlig fehlende Informationsfluss. Ich bin mir darüber im klaren, dass sich viele, nachdem sie das Buch gelesen haben werden fragen: Warum haben sie das so gemacht und nicht anders?

Es ist nichts konstruiert. So und nicht anders hat es sich bei uns zugetragen. Aus heutiger Sicht und Ansicht mag man dazu eine völlig andere Meinung haben.

Aber das Geschilderte sind Tatsachen auf der Basis von Wahrheit. Übertrieben dargelegt, waren wir in Liegnitz und die deutschen Ostgebiete im Allgemeinen die leidende Pufferzone.

Grenzen waren willkürlich verschoben worden. Es wird über solche Machenschaften noch berichtet werden.

An führenden Positionen saßen nach dem Krieg unqualifizierte, den Machthabern hörige Bürokraten, die Oder, Katzbach und Neiße nicht auseinander halten konnten und gar nicht wussten, fließt einer der Flüsse vor ihnen oder hinter ihnen, appellierten aber lautstark für die Oder-Neiße-Friedensgrenze.

Wer wusste damals schon, dass der Sieger im Osten seine Grenze ein unbeschreibliches Stück nach Westen verlegt hatte und der dort einheimischen Bevölkerung kein Zurück aus den deutschen Arbeitslagern gestattete? In welcher Zeitung für uns stand das damals? Nirgends! So setzten sich die Menschen bei uns fest. Da war Platz genug. Der überwiegende Teil der geflüchteten Ortsansässigen war nicht zurückgekehrt. In die Städte nicht und auch nicht in die Dörfer. Das bot Platz für die neue Besiedlung durch Menschen aus dem Osten. Es mussten Jahrzehnte ins Land ziehen, ehe für all diese Umstände untereinander Verständnis aufkam. Für die Betroffenen war es wohl am schwierigsten, Einsicht zu zeigen.

Unrecht und Tragödie der Vertreibung der Deutschen ist ein böses Kapitel Vergangenheit.

Das Unrecht setzt sich nach der Wiedervereinigung im eigenen Land fort. Im Westen unseres Landes wurden die Menschen aus den Ostgebieten für ihr verlorenes Hab und Gut vom Staat entschädigt. Die Heimatvertriebenen in den neuen Bundesländern erhielten dagegen nur ein „Trinkgeld“.

Da stellen sich namhafte, gegenwärtige, deutsche Politiker hin und sind der Meinung, dass der Aufschrei der Vergangenheit keine Beachtung verdient. Sicher, wer immer noch da sitzt, wo er immer gegessen hat, kann so regieren.

Zumal ist man damals, als wir DDR-Boden betreten haben, weitaus rigoroser und rücksichtsloser mit uns verfahren, als es heute bei Nicht-Deutschen der Fall ist. Wir waren bar jeglicher Fürsorge. Aber wir waren eben Opfer der früheren Politik. Wollten wir weiter existieren, mussten wir uns in der neuen Umgebung unterordnen und einfügen, und unser schlesisches Volks- und Brauchtum wurde eingefroren. Das wirtschaftliche Gefälle war damals hier weitaus schlechter als das, wo wir herkommen. Es war einfach schwer belastend.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, musste ich mit meiner 84-jährigen Mutter umfangreiche Recherchen betreiben. Der Rückblick in die Vergangenheit riss alte Wunden auf, und da ist seit dem Geschehen über ein halbes Jahrhundert vergangen.

Zur örtlichen Orientierung standen zwei Stadtpläne von Liegnitz zur Verfügung. Ein deutscher von 1915 und ein polnischer von 1978. Beide sind äußerst lückenhaft. Das hat seinen Grund in zweierlei Hinsicht.

Beim deutschen Stadtplan fehlten die später erst entstandenen Stadtrandsiedlungen, die prominenten Villenviertel in der Nobelgegend der Stadt, im Dritten Reich erbauten Kasernen an der Peripherie und der Flughafen.

Der polnische Stadtplan von Legnica sieht nicht besser aus – aus strategischen Gründen, was man heute vielleicht in Legnica immer noch selbst bedauert. Er gibt nur Auskunft über das Territorium, welches von Polen bewohnt ist. Es fehlt das gesamte Stadtgebiet mit seinen Straßenzügen, das bis vor kurzen noch von den Siegern bewohnt war, es fehlen auf ihm sämtliche Kasernen am Stadtrand sowie der Flugplatz und das Hauptquar-

tier der Sieger, das ehemalige „Haus der Wehrmacht“. (Zu sehen bis zum Abzug der Roten Armee 1993)

Ein leuchtendes Beispiel für das zerrissene Verhältnis unter den Machthabern. Die Großen haben immer noch das Sagen. Die Sicherheit und Strategie geht dabei über alles Kommunale. Auch ein Stück Nachkriegsgeschichte, eingebettet in undurchschaubare Hinterlassenschaften.

Jetzt, da wir frei sind, kann darüber gesprochen und geschrieben werden. In Wahrheit und nicht irgendwie verschlüsselt.

Offen – so war es! Das war unser Schicksal!

Es war auch ein Stück deutsche Geschichte, deutscher Nachkriegsgeschichte, die das Leben schrieb.

Selbst, nachdem wir im September 1950 Liegnitz endgültig und für immer verlassen hatten, waren alte Wunden noch nicht verheilt. Und bis heute sind Narben geblieben. Aber wir wollen lieber mit den Narben in Frieden leben, als alte Wunden wieder aufzureißen. Über das alles wird in dem Nachfolgenden zu berichten sein.

Die Stadt

Der Spätherbst 1944 lag über der Stadt – über unserem Liegnitz. Die Bäume hatten die Blätter abgeworfen, die Tage wurden merklich kühler, und das sechste Kriegsweihnachten stand vor der Tür. Die sonst so ruhige Beamten- und Garnisonstadt mit ihren fast 85.000 Einwohnern war noch stiller geworden. Der totale Krieg hatte alle Tanz- und Vergnügungslokale sowie das Theater schließen lassen.

Nur die fünf Kinos der Stadt zeigten durch Tobis, Bavaria oder Ufa ihre Durchhaltefilme. Viele Kriegsfilme – wo immer die Deutschen siegten. Natürlich alles jugendfrei. Und wir Halbwüchsigen waren begeistert.

Unseren Eltern offerierte man die Stars der vierziger Jahre. Z. Leander rührte, M. Röck lieferte die Koloraturen mit ihren Beinen, und W. Birgel und W. Fritsch machten unsere Mütter schwach. Ganz stolz war ich, als mir gelang, mit erst knapp dreizehn Jahren in einen Film ab vierzehn Jahren hineinzukommen. Es herrschte immer großer Andrang, so dass die Kontrolle im „Reichsadler“ oft die Übersicht verlor. Der Ring, das Zentrum der Stadt, mit seinen sternförmigen Straßenabgängen in alle Himmelsrichtungen, war immer noch Dreh- und Angelpunkt des Verkehrs. In der Mitte das Alte Rathaus, in dem Gerhard Hauptmann sich als Ehrenbürger in das Goldene Buch der Stadt eingetragen hatte, der Gabeljürge, die kleinen Häuser mit Wachtelkorb und das Theater.

Ringsherum alles Geschäfte. Da war Woolworth, EHP, Eiscafé Gloria, Lebensmittel Raschke, Hotels, Edeka, Kaiser's Kaffee-Geschäft und dann unter den Arkaden Schneiders Wild und Geflügel. Ein großes Geschäft mit vielen Schaufenstern. Und da gegenüber die Peter- und Paul-Kirche, in der ich getauft wurde, evangelisch, trotz katholischer Mutter.

Im Stadttheater sah ich meine erste Operette „Das Land des Lächelns“ von F. Lehár und später dann den „Bettelstudenten“ von K. Millöcker mit Prinz Eugen. Wie der dort rein kam, weiß ich allerdings heute auch nicht mehr. Nur sehe ich ihn immer noch deutlich vor mir, hoch oben, vor sich eine steile, breite Treppe, groß, mit hoher Puderperücke, weißen Strümpfen, Schnallenschuhen und glitzernden Wams – einfach heroisch.

Es musste wohl so sein damals, denn schließlich spielt der „Bettelstudent“ in Polen. Das heißt, ursprünglich hatte der Komponist Karl Millöcker seine Operette auch dort spielen lassen, aber eben achtzehnhundertzweiundachtzig noch nicht an das „Tausendjährige Reich“ gedacht. Da musste nämlich in der Spielzeit 1943/44 am Liegnitzer Stadttheater anders gedacht werden. Der Polin Reiz ist unerreicht ... Gegenwärtig unmöglich, so etwas von einer großdeutschen Bühne herunter zu verkünden. So wurden die Gräfin Nowalska und ihre beiden Töchter eben Wienerinnen und Spielgefährtinnen, im doppelten Sinne, von Prinz Eugen. Aber Operette hat ihre herkömmliche Daseinsberechtigung erhalten – bis zum heutigen Tag.

Es folgten Märchen und auch Lustspiele. Ging ich da mit Kindern aus der Nachbarschaft, hatten wir meistens Stehplätze, denn unser Taschengeld war knapp.

Nun war das Theater aus. Und niemand hätte geglaubt, nicht nur das es geschlossen worden war, dass in diesem hübschen Stadttheater nie mehr ein deutsches Wort von der Bühne an die Zuschauer gesprochen wird. 1945 zogen die Sieger dort ein und sie bespielten es jahrelang mit ihren „sozialistischen“ Schauspielen. Als es schließlich den Polen übergeben wurde, war eine völlige Renovierung erforderlich, so dass es 1977 wurde, bis polnische Schauspieler in das Haus einziehen konnten. Oper und Operette gibt es in diesem im Grunde doch dafür prädestinierten Haus nicht mehr.

Unsere Stadt war eine Gartenstadt. Die Gu-Ga-Li (Gurken- und Gartenstadt Liegnitz) ist jedem noch in Erinnerung und jedes Jahr gab es die Dahlienschau in der Bergerwiese.

In der Bergerwiese, mit ihren langgestreckten Blumenrabatten, ihrem Strauchwerk, ihren lauschigen Plätzchen, hohen Bäumen und den vielen Wasserspielen, ein Steinwurf weit floss der Katzbach, stand ein großer, weiß gestrichener Musikpavillon, ganz aus Holz. Dort fanden im Sommer und bei schönem Wetter jeden Sonntagmorgen Konzerte statt. Man flanierte über die Kieswege oder saß in den zu Gruppen aufgestellten weißen, rustikalen Sesseln und genoss die Musik. Dort traf man Verwandte und Bekannte, man betrieb Konversation und genoss das Flair der Blumenstadt.

Als wir noch in der Goldberger Straße wohnten, kamen aus der Kaserne von der Siegeshöhe herunter die berittene Kürassierkappele bei uns vorbeigezogen. Vorneweg der Kesselpauker auf leicht tänzelndem Pferd mit weißen Handschuhen und eben solchen Pauken rechts und links am Pferd hängend und bestimmte Takt und Rhythmus der ihm hoch zu Ross folgenden Musiker. Ein imposantes Bild – und alles hing an den Fenstern und schaute, bis der letzte Reiter außer Sichtweite war.

Zu einer Garnisonstadt gehörte natürlich auch ein „Haus der Wehrmacht“ mit seinen Anlagen. Es lag im schönsten Villenviertel der Stadt. Aber darüber zu berichten muss der Zeit nach 1945 überlassen bleiben.

Die Straßenbahnen quälten sich noch durch die engen Straßen und vom Bahnhof bis zum Flughafen fuhr der Gasbus. Ein fürchterliches Monstrum. So groß wie der Bus war der Aufbau zur Aufnahme von Gas. Wie konnte es anders sein, alle öffentlichen Verkehrsmittel bedienten Frauen, dazu wurde damals in jedem Wagen bei einem Hängerzug von einer Schaffnerin abkassiert. Oft sind wir gelaufen, denn zwanzig Pfennig für eine Fahrt waren damals schon viel Geld.

Wir wohnten in der Friedrichstraße 36 im Erdgeschoss rechts, und meine Eltern hatten die Hausmeisterstelle inne. Uff – wir mussten wir Schnee schippen. Wir hatten strenge Winter. Der geschippte Schnee türmte sich hoch auf zwischen Straße und Gehweg. Zum Gaudi von uns Kindern, da wir auf die Spitzen der Schneeberge heruntollten. Damals gab es noch viele Pferdefuhrwerke, die bei uns vorbeizogen in die Kräutereien in die Dänemarkstraße. Die mit Eisen beschlagenen Holzräder der Fuhrwerke knirschten im Schnee, dass man es in der Wohnung vernahm. Ein Warnzeichen für Mutter, dass draußen wieder strenger Frost herrschte.

„Junge, zieh immer nuff hin“, sprach’s und befreite sich selber von Omas handgehäkelten Bettschuhen. Auch ich hatte als Kind handgestrickte, lange Strümpfe, die an einem Leibchen mit je zwei Gummistrippen angeknöpft wurden. Heute unvorstellbar, aber damals – es wärmte.

Die Friedrichstraße 36 war ein großes Eckhaus, in dem sich die Kolonialwarenhandlung von Ackermann befand. Dazu kam vor der Ecke, vor dem Laden ein großer, freier Platz.

Und kein Winter verschonte uns. Mutter musste in „Bedienung“ – heute würde man sagen „putzen“ –, und ich hatte immer ausgerechnet nachmittags Schule, wenn der meiste Schnee gefallen war. Also hieß es ran! Ja, und da war noch Vater, der nicht im Krieg war, da er durch einen Unfall das linke Bein nicht mehr ganz durchdrücken konnte. Er arbeitete bei der Bahnpost im Drei-Schicht-System. Vater war das Dilemma meiner Kindheit und Jugend – da er immer da war. Wie gut hatten es die anderen Kinder. Alle Väter waren im Krieg und die Kinder tanzten den Müttern auf der Nase herum. Für die vielen Lausbubenstreiche bin ich immer arg gezüchtet worden. Vaters Gürtel saß da sehr locker. Die anderen Kinder bekamen nur Schelte von den Müttern – zum einen Ohr rein und zum anderen Ohr wieder raus. Und das war’s dann. Ich war aber auch

überall dabei, trotzdem ich doch ganz genau wusste, was mir blüht. Denn raus kam grundsätzlich alles. Ob es der Versuch der ersten Zigarette war, der Sturz vom Baum durch einen morschen Ast, der Schnitt mit dem Fahrtenmesser entlang der Wange, das Dreieck im neuen Wintermantel, die heimlich umgebundene Krawatte aus Vaters Bestand, nicht gewährte Hilfeleistung für Oma nach einem Waschtage bei uns – immer setzte es eine Tracht Prügel.

Ackermanns wohnten also auf der gleichen Etage links, Fräulein Ackermann führte das Geschäft, ihre Schwägerin Frau Ackermann, den Haushalt. Herr Ackermann war im Krieg und ich tollte mit den Kindern durch die Gegend. Der Junge war etwas jünger als ich und das Mädchen noch klein.

Im Keller befand sich das Lager des Geschäftes. Keine großen Reichtümer zur damaligen Zeit, wie sollte es auch anders sein. Aber eine gestibitzte Salzgurke oder eine Handvoll Sauerkraut aus dem Fass war für uns etwas Köstliches.

Das Geschäft war ein richtiger Tante-Emma-Laden.

So geschwätzig Frauen auch sind, bei Fräulein Ackermann herrschte immer Grabesstille. Wenn nicht gerade jemand kam oder ging und dabei die Tageszeit wünschte oder womöglich noch, wie damals gewünscht, mit erhobenem rechtem Arm grüßte, war absolutes Schweigen. Die Frauen standen da wie Statuen in ihren Kopftüchern, weiten, langen Röcken aus Kriegsstoffen – alles grau in grau. Grau vielleicht nicht nur allein vom Ton der Farbe her. Nein – mehr emotional gesehen. In der Stille und im Schatten des dadurch im halbdunkeln liegenden Ladenraumes wirkte alles trist, fast erdrückend. Trat man aus dem Kolonialwarengeschäft bei den Ackermanns wieder hinaus ins Freie, empfing einem, trotz Krieg und Winter, wieder ein farbiges Bild der Menschen auf den Straßen. Es muss wohl an der Atmosphäre gelegen haben, die Fräulein Ackermann um sich

herum ausströmte, die mich die Schilderung ihres Umfeldes so und nicht anders darstellen lässt.

Die Auslagen im Laden in den Regalen, bis fast hoch an die Decke, waren alles Attrappen, alles nur leere Kartons. Auch von Waren, an die im fünften Kriegswinter gar nicht mehr zu denken war. Zum Beispiel: Persil! Na ja, aber zum Händewaschen gab es Tonseife – leichte und schwere. Böse Zungen hatten uns einmal erzählt, aus was Tonseife hergestellt wird. Es war besser, man wusste es nicht! Kaffee-Hag schont dein Herz! Einfach lächerlich! Jede Frau im Laden wäre damals froh gewesen, eine richtige Tasse Kaffee trinken zu können. Vorausgesetzt, es hätte welchen gegeben. Und wer von den Frauen hätte letztendlich danach gefragt, ob gerade diese Tasse Kaffee ihr Herz schont?



Piastenschloß in Liegnitz



Liegnitz: Heringsbuden am Ring, rechts vom Alten Rathaus



Liegnitzer Barockportal des Jesuitenkollegs
neben der Johanniskirche



Nordviertel von Liegnitz



Liegnitzer Bergerwiese mit Seerosenteich



Wachtelkorb am Liegnitzer Ring



Ritterakademie in Liegnitz

Alles Werbung – bereits im „Tausendjährigen Reich“! Nur eben zu dem Zeitpunkt doch ein wenig makaber. Wie im Hohn sahen die leeren, teils vergilbten Schachteln auf die wartende Kundenschaft, in dem Fall auf die still vor sich hinblickenden Frauen, herab. Eine Illusion im Kampf um das tägliche Dasein in der Lebensmittelkartenwirtschaft. Ohne letztere gab es nichts, und Extras gleich gar nicht. Alles beschränkte sich auf die Grundnahrungsmittel. Und das zum Glück bis fünf vor zwölf. Und hinterm Ladentisch hantierte Fräulein Ackermann, warm angezogen mit Stizeln, sprich Pulswärmern, mit ihrer abgeknabberten Bleistiftverlängerung, in der wie immer nur ein Bleistiftstummel steckte.

Sie pitzelte an den Lebensmittelkarten der Kunden herum, fein säuberlich, denn die einzelnen kleinen Abschnitte für Fett, Zucker, Mehl usw. mussten anschließend ordnungsgemäß zur Abgabe auf große Bogen geklebt werden. Und da es unterschied-

liche Lebensmittelkarten gab und alles in Dekaden eingeteilt war, kamen recht abwegige Gewichte zusammen, die ja errechnet werden wollten – in Gramm, in Pfund, in Geld. Die Beträge wurden auf irgendein Papier säuberlich untereinander geschrieben und die Endsumme im Kopf ausgerechnet. Es war alles recht langwierig – aber eben treu deutsch geordnet.

Wie überhaupt trotz der großen Kriegswirren bis ans bittere Ende und sei es eben auf Marken, die Ernährung halbwegs gesichert war.

Zum Glück hatten wir Verwandte auf dem Dorf – in Krain. Vaters Schwester mit Familie hatten dort auf der Domäne des Grafen Schweinitz ihr Tätigkeitsfeld. Das Dorf war am Ende der Welt und immer nur mit Gewaltmärschen zu erreichen. Mit der Bahn eigentlich nur zwei Stationen bis Wildschütz, aber danach ein guter Fußmarsch von einer Stunde über noch zwei Dörfer. Oder eben mit dem Rad, trotzdem ich eher Rad fahren konnte, bevor ich in die Schule kam. Fuhr ich mit den Eltern, wurde für mich aus der Verwandtschaft eins ausgeliehen. Das ging ja noch – aber wenn Vater nicht mit konnte, musste ich sein Fahrrad nehmen und das hatte doch rechts diese Gesundheitspedale. Und die Berge, und immer Wind an. Aber was tat man nicht alles für eine Mandel oder ein Schock Eier, die gegen Zerbrechen in mit Häcksel ausgefüllten Schuhkarton transportiert wurden, eine Tüte Mehl, ein Glas vom Schweineschlachten.

Schweineschlachten gab es bis Herbst 1944. Früh wurde die Sau geschlachtet und mittags war die Wurst fertig. Mutter und einer meiner Onkels aßen mit dem Löffel aus dem großen Trog das Blut, ehe es weiter verarbeitet wurde. Ich habe mich geschüttelt. Und überhaupt – wie das roch. Das viele frische Fleisch, wie fett alles war und wie der Wurstkessel dampfte, in dem die dicken Blut- und Leberwürste schwammen. Der Clou war dann am Abend, bevor wir alle wieder zurückfuhren, das gemeinsame

Abendessen in der großen Wohnküche, wo auch die Zubereitung der Würste durch den Fleischer stattgefunden hatte. Allerdings nicht eher, bis der Trichinenbeschauer die Sau als gesund befunden hatte.

Nun saß die gesamte anwesende Verwandtschaft am blank gescheuerten Holztisch rings auf Bänken und Stühlen, bewaffnet mit nur einem Löffel. Auf der Mitte des Tisches stand eine riesige Schüssel Wurstsuppe mit eingebrocktem Brot, in der noch Reste von aufgeplatzter Blut- und Leberwurst schwammen. Jeder bediente sich und löffelte aus der Schüssel, bis er satt war. Und genau das war nichts für mich Stadtjungen. Ich aß nicht mit. Ich saß allein in der Ecke des Sofas und sah dem schmatzenden Treiben nur von weitem zu. Ich hätte keinen Bissen runtergebracht, trotzdem ich sehen konnte, dass es allen schmeckte.

Im Finsteren traten wir dann schwer bepackt unseren einstündigen Fußmarsch bis zur Bahnstation Wildschütz an. In den Gehöften kläfften die Hunde, die Ketten des angeschirrten Viehs klirrten. Durch die Ritze der oft mangelnden Dorffensterverdunklung drang karges Licht nach außen. Überall roch es nach Mist. Vater sagte: „Tief einatmen, das ist gesund!“, da ich mich über den Geruch mokierte.

Tante Ida, der Schwester meines Vaters, fiel ein, dass wir vergessen hatten, das Gehirn zu essen. Das wiederum aßen eben nur meine Mutter, besagte Tante Ida und ich. Ja, das fiel Tante Ida noch ein. Aber wer hätte selbst im Herbst 1944 gedacht, als die Lichter des kleinen Dorfes Krayn hinter uns verschwanden, dass wir dieses Dorf nie wiedersehen werden?

Tante Ida und ihr Mann, Onkel Ernst, verblieb in Liegnitz. Sie selbst und ihre Schwester Mariechen mit Onkel Oswald gesellten sich im Januar 1945 zum Treck der Krayner Bauern auf die Flucht Richtung Westen ins Ungewisse.

Es sollte fast zehn Jahre dauern, bis wir die Verwandten auf einem kleinen Dorf in der Magdeburger Börde wiedersahen.

Auch die Domäne hatte ihre Opfer bringen müssen. Graf Schweinitz war gefallen. Ein Auto-Konvoi vom Liegnitzer Haus der Wehrmacht rollte an, um der Gräfin die schreckliche Nachricht zu überbringen und zu kondolieren.

Unser Brot kauften wir beim Bäcker Groß. Mein „Herr“ Vater wünschte immer ein halbes, altbackenes Drei-Pfund-Brot. Zwar war schräg gegenüber der Friedrich-/Ecke Prinzenstraße die Konditorei und Bäckerei Schnabel. Aber da lag wohl selbst im Krieg die Betonung mehr auf Konditorei. Also musste ich eine Ecke weiter bis zur Prinzen-/Ecke Wilhelmstraße laufen, wo Bäcker Groß seinen Laden hatte. Er war auch unser Hausbäcker. Damals wurde zwar von den noch zur Verfügung stehenden wenigen Lebensmitteln, gestreckt durch Kartoffeln, von den Hausfrauen die jeweiligen Backwaren selbst zubereitet, aber gebacken wurde grundsätzlich beim Bäcker.

Eines Abends, kurz vor Ladenschluss, draußen war es schon dunkel, musste ich noch schnell Brot holen. Dazu muss gesagt werden, dass in der Wilhelmstraße in nördlicher Richtung viele kriegsgewichtigen Industriegebiete angesiedelt waren. Dahinter kam der Bruch (Brachlandgebiet), einige Bahnstrecken und noch weiter lag das Freibad Nord. Abends und im Finstern war das eine furchteinflößende Gegend.

In den Industrieanlagen arbeiteten viele Fremdarbeiter. Und wie gerade die Tochter vom Bäckermeister Groß mir mein halbes, altbackenes Drei-Pfund-Brot über den etwas erhöhten Glastisch reichen will, öffnet sich die Ladentür und ein Fremdarbeiter tritt herein. „Brot“, war das einzige, was er sagen konnte. Ich sehe noch das entsetzte Gesicht der Tochter und flink wie ein Wiesel war ich aus dem Laden. Freilich hatten alle Hunger, auch die Fremdarbeiter. Ob sich die Tochter einen Ruck gegeben hat und

dem hungernden Brotbettler seinen Wunsch erfüllt hat, konnte ich durch meine plötzliche Flucht aus dem Laden nicht mehr feststellen.

Wir wohnten – wie damals alle – zur Miete. Unser Hausbesitzer wohnte gegenüber in der Nummer 35 in der ersten Etage und betrieb nebenbei noch eine Versicherung. Ihm gehörten einige Häuser in der Nachbarschaft. So ließ er es sich nicht nehmen, pünktlich jeden ersten im Monat persönlich die Miete von allen Mietern seiner Häuser zu kassieren. Zur Sicherheit nahm er seine Frau mit. Sie war Jüdin und musste den Stern tragen. Der Stern war am Mantel und damit man ihn nicht so sieht, legte sie galant ein Pelzcape darüber. Auch eine Lösung – wenn auch nur eine vorübergehende. Ihre Tochter hat dann nach 1945 einen polnischen Fleischermeister geheiratet. Sie führte ein gutes Geschäft.

Mutter hatte eine Freundin, sie hieß Anni. War ein wenig pummelig, hatte eine kleine Stupsnase und schwarzgefärbte Haare. Sie war die letzte Zeit Kellnerin im Eiskaffee „Gloria“ am Ring. An sich war sie immer lustig, fidel und guter Dinge. Der Mann im Krieg und mit Tochter Margot, die in meinem Alter war, ging es mal gut und mal weniger gut – wie das bei Kindern eben so ist. Dazu muss gesagt werden, Mutter rauchte, und – mit Verlaub gesagt – Anni fraß die Zigaretten. Nun war es im Krieg so, dass es auch sogenannte Raucherkarten gab, nur eingeteilt in Geschlechter. Die Herren der Schöpfung bekamen im Monat laut Raucherkarte ein paar Glimmstengel mehr. Vater rauchte natürlich auch. Meistens Tabak selbstgedreht, das verlängerte die Monatsration. Nun weiß ich noch wie heute, Mutter versteckte vor Vater ihre Raucherkarte unter der Matratze. Dort hat er sie eigenartiger Weise noch nie entdeckt.

Anni reichte natürlich mit ihrer Raucherkarte nie, trotzdem sie mit dem Zigarettenhändler Schliwa von der Haynauer Straße gut

dran war. Der konnte ihr für so einen Raucherkartenschnipsel mal eine Packung über den Ladentisch schieben, in der zwei oder drei Zigaretten mehr drin waren, als die Karte aussagte. Aber Anni wusste Rat. Nicht umsonst war sie Kellnerin. Sie nahm die Kippen aus den Aschern der „Gloria“, pulte sie fein säuberlich auseinander, stopfte den so gewonnenen Tabak in eine Tabakpfeife und qualmte mit Genuss. Es war ein Bild für die Götter, wenn sie abends im Sessel thronte und genüsslich an der Tabakpfeife zog.

Sie ist dann kurz vor uns mit Margot, ihrer Mutter aus Lüben und ihrer Tochter aus erster Ehe zu ihrer Schwester nach Dresden. Es ist fraglich, ob sie dort die Bombennacht vom 13. zum 14. Februar überstanden haben.

Hier muss mal vorgegriffen werden, denn ein anderes Schicksal ereilte Herrn Schliwa nach dem Krieg.

Herr und Frau Schliwa, ihres Zeichens Tabakwarenhändler in der besagten Haynauer Straße gegenüber der Ritterakademie, waren auch in Liegwitz verblieben. Sie hatten ihr Domizil über dem Geschäft im gleichen Haus. Soweit hatten sie alles überstanden. Nur das Geschäft war halt zu. Vielleicht hatten sie die Absicht und dachten, nun ist der Krieg zu Ende, jetzt können wir unser Geschäft weiterführen. Höhere Mächte hatten dem einen Riegel vorgeschoben und die Umstände wollten es nicht. Wer konnte das glauben, wer wollte das einsehen, wer wusste das damals schon? Warum sollte nicht in Liegnitz nach dem zweiten Weltkrieg wieder rege schlesische Geschäftstüchtigkeit herrschen? Na und – geraucht wird auch heute noch! Aber es sollte nicht sein.

Da Geschäftsleute von der Sache her gesellige Menschen sind, fand vor allem Herr Schliwa bald Kontakt zu Händlern polnischen Ursprungs. Deren kamen ja immer mehr nach, na sagen wir jetzt Legnica. Polen trinken Wodka – und Herr Schliwa sagte

nicht nein. Eines nachts blieb er aus. Seine Frau suchte ihn, sie wusste auch wo und fand ihn – erschlagen in einem Hausflur. Er sah sie mit noch offenen Augen an. Sie drückte ihm mit den Fingern der rechten Hand die Augenlider nieder und schaute dabei in den leicht geöffneten Mund. Alle Goldzähne fehlten! Ein Menschenleben für ein paar Goldzähne? Wiegt das die Tat auf? Was ist schon Gold gegen Leben? War's nur das Gold? Wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter. Und vieles ist noch nicht gerichtet!

Mit einem der ersten Zwangsaussiedlungstransporte verließ Frau Schliwa unsere Heimatstadt. Sie ließ nicht nur Geschäft, Haus und Wohnung zurück, sondern auch ihr Liebstes, karg bestattet in kühler Heimerde. Sie sollte nie wieder Gelegenheit finden, mit ein paar Blumen auf dem Grab ihres Mannes zu gedenken. Aber wir sind ja noch in Liegnitz und das Jahr 1944 neigte sich dem Ende zu.

Nach Abschluss der achten Klasse, so mit ungefähr vierzehn Jahren, wird man am Palmsonntag konfirmiert. Aber man muss zwei Jahre lang den Konfirmationsunterricht besucht haben, um konfirmiert zu werden. Ich habe dazu dreimal angesetzt. Eine ungünstigere Zeit für eine Konfirmation hätte ich mir auch nicht aussuchen können. Ostern 1945 waren theoretisch meine zwei Jahre Konfirmationsunterricht beendet, aber Ostern ist gewöhnlich im April, und da waren wir ja gar nicht mehr in Liegnitz und Anfang Mai brach alles zusammen.

Der altehrwürdige Pastor der Liebfrauenkirche hat sich fast zwei Jahre mächtig mir uns herumärgern müssen. Was waren wir auch für Schlingels, nur Dummheiten im Kopf – und der Herr Pastor hat uns alles verziehen. Ich glaube, er kam noch vor dem lieben Gott.

Der Unterricht fand in der Sakristei der Kirche statt. Wir mussten viel singen und der Herr Pastor blies dazu die Trompete. Ja,

wenn er konnte. Wir Jungs hatten nämlich vorher Papierknäuel vorn in die Trompete gesteckt. Da konnte der Herr Pastor pusten so viel er wollte, der verstopften Trompete war kein Ton zu entlocken. Oft kam der Herr Pastor mit dem Fahrrad. Nach Hause musste er aber immer laufen. Wir ließen die Luft aus dem Schlauch entweichen und nahmen die Luftpumpe mit.

Im Winter war die Sakristei nicht geheizt, da mussten wir zum Unterricht in seine Wohnung. Da haben wir uns allerdings vernünftig aufgeführt.

Wenn auch in der Zwischenzeit im Osten und im Westen Deutschlands feindliche Truppen eingedrungen waren und viele deutsche Städte durch Bombenhagel in Schutt und Asche lagen, war es bei uns verhältnismäßig ruhig. Kein Fliegeralarm, kein Luftschutzkeller. Wir hatten in der Schule in meiner Klasse Kölner und auch Berliner, die wegen den anhaltenden Luftangriffen bei Verwandten wohnten. Sie erzählten für uns damals unvorstellbare Dinge, von denen wir bis dahin verschont geblieben waren.

Nur hatten wir sehr viele Verwundete in der Stadt, und weil dadurch das Lazarett und die Krankenhäuser hoffnungslos überfüllt waren, wurde eine Schule nach der anderen zum Lazarett, einschließlich der Turnhallen. Es blieb kaum noch eine Schule zum Unterricht. Der Schulweg wurde immer länger. Man hatte ein Zwei-Schicht-System eingeführt. Eine Woche früh und eine Woche nachmittags Unterricht. Die Stunden wurden verkürzt. Fünfundvierzig Minuten zählten als eine Unterrichtsstunde. Und hatten wir nachmittags Schule, fiel zugunsten des „Dienstes“ als Pimpf Mittwochnachmittag die Schule aus. Da wurden wir gestählt nach dem Motto: Hart wie Stahl, zäh wie Leder und schnell wie der Windhund.

Na ja, und danach waren auch unsere dienstlichen Obliegenheiten. Geländespiel auf der Siegeshöhe rund um den Mattheushü-

gel, die immer mit Schlägereien untereinander endeten oder mit Marschieren und Singen. Im Winter und bei schlechtem Wetter ging es ins leere Klassenzimmer. Zur Unterhaltung wurde mit richtigen Boxhandschuhen geboxt, denn das stählte den Körper. Es wohnten immer zwei Seelen in meiner Brust, manches machte Spaß, vieles war aber nicht nach meinem Geschmack. So standen wir oft wöchentlich mit der Sammelbüchse an der Ecke und verkauften sinnige Abzeichen oder sammelten fürs Winterhilfswerk. Man fand eigentlich immer Beschäftigung für uns im „Dienst“. Anwesenheit war Pflicht. Da gab es absolut keine Entschuldigung, zumal ja dafür nachmittags die Schule ausfiel.

Als letztes Domizil hatte uns die Grünschule aufgenommen. (Damals hatten alle Schulen ordentliche Namen.) Sie lag gegenüber dem Stadtpark. Es war eine achtklassige Volksschule. Ein Klinkerbau, wie alle Schulen ähnlich, mit langen Korridoren und davon abgehend die Klassenzimmer. Die Turnhalle war angebaut und fügte sich in das Ensemble ein. Sie lag lange Zeit schon ungenützt. Denn für Leibesübungen, wie Sport damals bezeichnet wurde, waren keine Lehrer da, und für so wichtig wurde wiederum das Unterrichtsfach Leibesübungen nicht betrachtet, auf Grund des gekürzten Unterrichtes sowieso. Und so ließ man das Unterrichtsfach einfach wegfallen.

Wir hatten einen riesigen Schulhof.

Die Schule hatte den Namen in der Tat getragen. Sie lag mitten im Grünen. Davor lag der Ziegenteich mit seiner Baude, Richtung Hag eine breite Allee mit Parkanlagen. Ostwärts ein Stück hin floss die Katzbach, und links davon war die Nepomukbrücke. Eine idyllische Lage.

Am 16. Januar 1945 hatten wir nachmittags Unterricht. Draußen wurde es langsam dunkel, in das Dunkel hinein trat unser Klassenlehrer Krinke. Er war ein alter Frontkämpfer aus dem ersten Weltkrieg, dem oft der Rohrstock locker saß. Es gab wohl keinen in der Klasse, der den Rohrstock an den Händen oder dem

Allerwertesten nicht schon verspürt hatte. Er sah recht traurig aus und hatte einen Gesichtsausdruck, der uns fremd war. Ohne ein Wort der Verständigung untereinander wussten wir, es musste etwas Entscheidendes passiert sein. Wir durften uns setzen.

Stille – er rang mit sich und suchte nach Worten. Für so einen an Erfahrung reichen Pädagogen vorerst unerklärlich. Er sah uns alle lange an, einen nach dem anderen und dann kam die Hiobsbotschaft über seine Lippen. Erst langsam und stockend, als er sagte: „Die Rote Armee hat im Osten die Oder erreicht, der Schulunterricht kann daher nicht mehr fortgesetzt werden.“

Wir wurden blass! Das war das absolute Aus! Der dicke Heinrich neben mir, mit dem ich die Schulbank teilte, raunte mir leise zu: „Die Russen werden doch nicht bis hier her kommen?“, und sah mich dabei fragend an. Ich musste ihm die Antwort schuldig bleiben. Ich hatte keine und mir würgte es in der Kehle.

Wie viel Schreckliches hatte man uns über die Bolschewisten in Bild und Wort propagiert. Und das sollte nun alles bei uns eintreten? Unvorstellbar!

Wir bekamen noch die Zeugnishefte ohne Eintragung der Zensuren für das letzte Halbjahr der achten Klasse ausgehändigt. Aber was bedeuteten schon Zahlen? Ob eine Eins oder eine Fünf, ob in Betragen gut oder nur befriedigend stand? Jetzt zählte nur der Mensch!

Wir verließen in gedrückter Stimmung die Schule zum allerletzten mal und traten in der bereits vollends eingetretenen Dunkelheit unseren letzten Schulheimweg an.

Na ja, keine Schule mehr – schön. Immer Freizeit und keine Schulaufgaben mehr. Aber was wird werden?

Nun hatte ich viel freie Zeit und da tut man gelegentlich Dinge, in welcher Situation auch immer, die im Nachgang überlegt, der helle Wahnsinn sind.

Inzwischen hatte sich auch unser Stadtbild gewaltig geändert. Mit der Ruhe war es vorbei. Das Jahr 1945 hatte begonnen und die Front kam immer näher. Pausenlos rollten die Trecks aus dem Osten durch unsere Straßen. Pferdefuhrwerke und zum Teil auch Ochsenengespanne, hoch beladen, mit und ohne Planen. Die Bauern hatten ihr Hab und Gut hoch aufgetürmt. Müde schleppten sich die Wagen durch die Straßen unserer Stadt von Ost nach West – nur fort – nur weiter. Es war ein zu Herzen gehender Anblick.

Wieder einmal stand der Winter vor der Tür und ich hatte noch keine Skier. Nur einen Rodelschlitten, bei dem hinten ein Teil der Holme abgebrochen waren und ein Paar Schlittschuhe, sogenannte Schraubendampfer, die mittels einer kleinen Kurbel an den Schuhen befestigt werden. Das kostete manchen Absatz. Aber was soll's, Großonkel war Schuhmachermeister, der reparierte für mich alles, wenn er auch oft maulte.

ExSchulfreunde aus der Nachbarschaft rieten mir beim Bannführer vorzusprechen mit der Bitte, aus seinen Reserven ein Paar Skier an mich abzugeben. Nun bin ich im Sternbild Löwe geboren. An sich gebe ich nicht allzu viel auf Horoskope. Aber schon in jungen Jahren setzte ich durch, was ich wollte. Mit einer unverschämten Waghalsigkeit, dass ich im Nachhinein über meinen damals zur Schau gestellten Mut heute noch selbst überrascht bin.

Ich ging in die Höhle des Löwen. Wurde auch empfangen und hatte Gelegenheit, mein Anliegen vorzubringen. Ja, da hatte ich die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Umsonst ist nichts. Daran hatte ich in meinem jugendlichen Leichtsinne nicht im entferntesten gedacht. In Aussicht gestellt wurden mir die Skier nur, wenn ich in uneigennützig Weise den Flüchtlingen auf dem Bahnhof helfe. Das tat ich dann auch. Aber die Ereignisse Anfang 1945 spitzten sich derart zu, dass dabei mein Wunsch

nach ein Paar Skiern völlig unterging. Dem Verlangen des Bahnführers nach tollte ich zum Bahnhof. Es herrschte ein Tumult ohne gleichen. Alles war verstopft. Viele Züge aus dem Osten endeten hier und da ergoss sich der Menschenstrom die Treppen herunter Richtung Ausgang, da alle glaubten, schon weit genug von zu Hause weg zu sein und bei uns unterzukommen. Aber viele Menschen wollten raus aus der Stadt, oder Weiterreisende zu den Zügen, die neu eingesetzt weiter Richtung Westen führen.

Die Fahrkartenkontrolleure in ihren sogenannten Wannern waren machtlos, den Strom der Menschen aufzuhalten, geschweige um Fahrkarten zu kontrollieren. Die Kettenhunde, das waren Soldaten mit einem Blechschild vorn, welches mit einer Kette um den Hals getragen wurde und die ausschließlich nur Uniformierte kontrollierten, wurden erbarmungslos an die Wand gedrückt.

Es herrschte ein Geschrei und Gezeter, ein Puffen und Schubsen, so dass die Weisungen irgendwelcher Ordnungshüter vollkommen untergingen. Und ich mittendrin!

Wo nun helfen? Ich stand erstmals ratlos herum!

Was nun tun? Die aufgebrauchten Menschenmassen flößten mir vorerst Angst und Schrecken ein. Gleichzeitig tauchte die Frage in mir auf, warum drängen all die Menschen Richtung Hauptausgang? Da lag zwar der Bahnhofsvorplatz und da gingen alle die noch funktionierenden öffentlichen Nahverkehrsmittel ab, aber es gab doch noch den hinteren Ausgang? Von dort aus hatte man es allerdings etwas weiter zur Elektrischen, so hieß bei uns die Straßenbahn, aber man war erst mal raus aus dem Pulk! Ich als Ortsansässiger wusste das freilich, aber woher sollten das die vielen ortsunkundigen, bedauernswerten Menschen wissen?

Mir schoss es durch den Kopf: Das ist die Lösung!

Und im gleichen Augenblick erkannte ich es als meine heilige Pflicht, mit meinen Ortskenntnissen den aufgebrauchten Menschen zu helfen. Ich stürzte mich in die Massen und war sofort